

Dr. Robert Zimmer (Berlin)  
**Was heißt „einstimmig leben“?**

---

**I.**

„ὁμολογουμένως ζῆν“ – „einstimmig“ oder „in Übereinstimmung leben“, war die Formel, die Zenon, der Begründer der stoischen Schule, für ein gelingendes Leben ausgegeben hatte. Sie fordert von uns die Einordnung in eine kosmische Vernunftordnung, von der wir uns nur um den Preis einer pathologischen Verwirrung unserer intellektuellen und seelischen Verfasstheit entfernen können. Die stoische Weltanschauung ging, wie der ganz überwiegende Teil des antiken Denkens, davon aus, dass Mikrokosmos und Makrokosmos, die Vernunftbestimmtheit des Menschen und die Vernunftordnung der Welt, in Einklang gebracht werden müssen.

Kann dieses Konzept eines „einstimmigen Lebens“ noch fruchtbar sein, wenn wir unsere Lebensführung nicht mehr als Konsequenz einer metaphysischen Weltdeutung begreifen, sondern, in der Tradition aufklärerischen und kritisch-rationalen Denkens, von der Eigenverantwortung des Individuums für sein Leben ausgehen, in dem Lebenskonzept einer stetigen kritischen Prüfung unterliegen?

Der folgende kleine Essay bejaht diese Frage und schlägt vor, die Idee der Einstimmigkeit als pragmatische Lebensorientierung zu begreifen, als eine Art „regulative Idee“ im Sinne Kants, die uns anleitet, unsere Lebenswünsche, Bedürfnisse und Anlagen mit den Bedingungen unserer sozialen Umwelt zu vermitteln. Vorge-

„Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“

Ernst Bloch, *Tübinger Einleitung in die Philosophie*

„Every bird must grow its own feathers.“

D.H.Lawrence, *Democracy*

schlagen wird also eine Neuinterpretation des Begriffs „Einstimmigkeit“, der nun beinhaltet, dass der Einzelne sich nicht nur mit den verschiedensten Formen der Fremdbestimmung arrangieren, sondern sich auch in seinem Selbst- und Identitätsverständnis als offen und veränderbar begreifen muss. Was „einstimmig“ jeweils heißt, ist also nicht nur für jeden Einzelnen, sondern auch für jede Lebensphase inhaltlich neu zu justieren. Die Idee der Einstimmigkeit wird somit zur Stimulanz von hypothetischen Lebensentwürfen, die sich an der Erfahrungswelt jedes Einzelnen bewähren müssen und ständigen Veränderungen unterliegen. Sie kann die aus der philosophischen Tradition vertraute Vorstellung von Glück als eines Zustandes ablösen, über den hinaus nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. Befreit von metaphysischen, theologischen und anthropologischen Vorentscheidungen kann die alte stoische Formel in diesem Sinn Wegweiser für eine Lebenskunst sein, die Selbstverwirklichung und gelingendes Leben als nie endenden Erfahrungsprozess begreift.

**II.**

Zenons Forderung nach „Einstimmigkeit“ wurde, ihrer scheinbaren Einfachheit zum Trotz, bereits von seinen Nachfolgern als klärungsbedürftig empfunden und löste zahlreiche Diskussionen aus. „Übereinstimmung mit der Natur“ oder „nach ei-

nem mit sich im Einklang stehenden Grundsatz leben“ sind nur zwei der Deutungen, die Zenons Nachfolger seiner Formel gegeben haben.<sup>1</sup> Diskutiert wurde über den Maßstab der „Einstimmigkeit“, der nicht von der willkürlichen Entscheidung des Einzelnen abhängen konnte, sondern sich an objektiven Gesetzmäßigkeiten ausrichten musste. Gemeinsam ist der gesamten stoischen Tradition, dass „Einstimmigkeit“ nicht als Verwirklichung eines Selbst-Entwurfs, sondern als eine Anpassungsleistung verstanden wird. Die stoische Lebenskunstlehre ist im Kern eine Vermeidungslehre, die unnatürliche, d.h. im stoischen Kontext, „pathologische“, d.h. Leiden erzeugende Einflüsse auf das Leben ausschalten soll. Sie fordert dazu auf, das Wollen am Können auszurichten, sich also in seinen Wünschen und Zielsetzungen, wie wir heute sagen würden, auf das Machbare zu beschränken<sup>2</sup>. Eine der zentralen stoischen Unterscheidungen ist die zwischen dem „Verfügbaren“, das also, das unserem Handlungseinfluss unterliegt, und dem „Unverfügbaren“, das, was unserem Einfluss entzogen ist. „In unserer Gewalt steht“, so schreibt Epiktet, „unser Denken, unser Tun, unser Begehren, unser Meiden – alles, was von uns selber kommt. Nicht in unserer Gewalt steht unser Leib, unsere Habe, unser Ansehen, unsere äußere Stellung – alles, was nicht von uns selber kommt.“<sup>3</sup> Naturgesetzmäßigkeiten und äußere Umstände sind unserem Einfluss entzogen. „Einstimmigkeit“ als „Übereinstimmung mit der Natur“ ist eine Form der Selbstbeschränkung, ein Sich-Einfügen in das Unveränderliche.

Kompass dieser Selbstbeschränkung ist die Vernunft in Form der Phrónesis, also der abwägenden Klugheit, der Fähigkeit, zwischen Wichtigem und Unwichtigem,

zwischen Äußerlichkeiten und Wesentlichem zu unterscheiden. Sie ist die rationale Fähigkeit des Gewichtens, die Instanz, die die Leidenschaften unter Kontrolle hält und verhindert, dass sie als „Affekte“ pathologische Gestalt annehmen. Einstimmigkeit ist demnach eine durch die Vernunft im Gleichgewicht gehaltene „Apathie“, die sich negativ als Abwehr und Ausschaltung des Unverfügbaren durch rationale Affektkontrolle definiert.

Weil in der stoischen Lehrmeinung das Unveränderliche allen Menschen in strukturell gleicher Form begegnet, kann auch der Weg zum Glück, zur „Apathie“, allgemein charakterisiert und durch entsprechende Lebensregeln, durch asketische Übungen, eingeübt werden. Es ist ein Weg, den alle in gleicher Weise zu gehen haben. So entsteht die Beschreibung einer gemeinsamen Lebensform, die weit über die Stoa hinaus das Bild des antiken Weisen mitgeprägt hat.

Die stoische Lehre von der „Einstimmigkeit“, die als eine Religion der Gebildeten die Spätantike beherrschte, war eine rein diesseitige Lebenskunstlehre. Als eine Lehre vom Einklang zwischen Mensch und Weltordnung wirkte sie jedoch auch in das frühe Christentum hinein. So stützt sich noch Augustinus auf die stoische Begrifflichkeit und die Annahme, Glück verwirklichte sich durch die Einbindung in einen überpersönlichen Zusammenhang. In seiner Frühschrift *De beata vita (Über das Glück)*, die nicht nur von neuplatonischen, sondern auch von stoischen Ansätzen beeinflusst ist, ist er noch davon überzeugt, dass menschliches Glück Konsequenz einer vernunftgesteuerten Anpassungsleistung ist, durch die sich der Mensch in einen Zustand des geistigen Gleichgewichts bringt. Weisheit, so schreibt

er, sei „nichts anderes als Maß des Geistes, das heißt das, womit sich der Geist im Gleichgewicht hält, um weder ins Übermaß auszuschweifen noch in die Unzulänglichkeit hinabgedrückt zu werden.“<sup>4</sup> Doch das Einvernehmen, in das sich der Mensch mit sich und dem Kosmos setzt, richtet sich nun auf die Transzendenz des christlichen Gottes. Ein diesseitiges Glück gibt es für Augustinus nicht mehr. Glück geht in der Glaubensgewissheit auf. Aus einem Sich-Einfügen in einen kosmischen Naturzusammenhang wird ein Einrücken in ein Heilsgeschehen.

### III.

Was in der Antike und im Mittelalter noch als eine Anpassungsleistung formuliert wurde, wird in der Neuzeit zu einer schöpferischen Leistung der Selbstmächtigkeit. Die Revolution im neuzeitlichen Selbstverständnis des Menschen drückt sich im Autonomiebegriff aus. Das autonome Selbst ist nun aufgefordert, seine Lebensform in freier Selbstbestimmung zu gestalten.

Als Theorie der Freiheit hat auch noch Kierkegaard, an der Schwelle der Moderne, seine Theorie der Selbstverwirklichung verstanden. In vieler Hinsicht ist sie das Kontrastprogramm zur Lebenskunstlehre der Stoiker. Weder Klugheitsgrundsätze noch eine rationale Kontrolle der Lebensführung spielen in ihr eine Rolle. Ein pragmatisches, kluges, den Verhältnissen angepasstes Leben gilt Kierkegaard als Verfehlen der Selbstverwirklichung, als eine jener Formen der Verzweiflung, die er als „Krankheit zum Tode“ bezeichnet.

Dennoch hat auch bei Kierkegaard das Konzept der Einstimmigkeit in modifizierter Form überlebt. Es wird nun als ein Selbstverhältnis verstanden, als Übereinstimmung eines Selbst mit der in ihm an-

gelegten Möglichkeit, seine zeitliche Existenz mit einer Ausrichtung auf das Ewige, d.h. auf Gott, zu verknüpfen. Macht Augustinus noch von dem antiken Weisheitsbegriff, wenn auch in veränderter Form, Gebrauch, so weist der Kierkegaardsche Gott keinerlei Spuren kosmischer Vernunft mehr auf und dient nicht mehr als „Maßstab“ für Weisheit und Glück. Kierkegaards Gott ist rational unzugänglich und fordert Selbstverwirklichung in Form einer Glaubensentscheidung, die von einem rationalen Gesichtspunkt den Charakter des Paradoxen hat. Wie Pascal sieht Kierkegaard den Menschen orientierungslos mäandernd in der Mitte zwischen Gott und Natur, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Zeitbestimmtheit und Ewigkeit.

Die Modernität der Kierkegaardschen Theorie liegt darin, dass unter der theologischen Decke das Konzept der Einstimmigkeit als Ergebnis eines individuellen Entscheidungsprozesses begriffen wird. Jeder Mensch ist für Kierkegaard „als ein Selbst angelegt, mit der Bestimmung, er selbst zu werden.“<sup>5</sup> Der Mensch als Selbstverhältnis ist eine Synthese, die individuell, durch eine „Wahl“ vollzogen werden muss. Kierkegaards *Krankheit zum Tode* thematisiert das Scheitern dieser Selbstverwirklichung, das Verfehlen der Synthese. In der quälenden Auseinandersetzung mit sich selbst kann dieses Verfehlen viele Gesichter annehmen: als mangelndes Bewusstsein, überhaupt ein Selbst zu haben, als Schwachheit, die Möglichkeit des eigenen Selbst nicht zu ergreifen oder als Selbsttäuschung, die darin besteht, etwas sein zu wollen, was man nicht ist.

Denn Kierkegaards Gott ist keine Instanz mehr, an die sich alle wenden können. „Gott“, so Kierkegaard, „ist nicht etwas

Äußeres in dem Sinne wie ein Polizeibeamter“<sup>6</sup>, er ist für Kierkegaard vielmehr Ausdruck der individuellen Freiheit, von der das Selbst eine „Vorstellung“, also ein Bewusstsein hat, die es aber noch verwirklichen muss. Radikal wie kaum jemand vor ihm wendet sich Kierkegaard an den „Einzelnen“, der sein jeweils eigenes Leben führen muss. Das Selbst, das verwirklicht werden soll, kann deshalb auch nicht als ein „nachlebbares“ Lebensform – in der Art des vernunftgemäßen Lebens der Antike – beschrieben werden. Das Gleichgewicht, in das sich der einzelne Mensch versetzen soll, ist ein jeweils individuelles und von niemandem nachvollziehbares Gleichgewicht. Es kann deshalb auch keine allgemeinen Regeln oder Empfehlungen für ein selbstverwirklichtes Leben geben. Deshalb ist bei Kierkegaard Selbstverwirklichung auch immer mit Selbsterkenntnis gekoppelt. Wer über die Ausrichtung seines Lebens entscheiden soll, wer also seine individuelle Form des gelingenden Lebens wählen soll, muss wissen, wer er ist: „Das Gesetz für die Entwicklung des Selbst in Hinblick auf Erkenntnis, soweit es wahr werden soll, dass das Selbst es selbst wird, ist, dass der steigende Grad der Erkenntnis dem Grad der Selbsterkenntnis entspricht, dass das Selbst, je mehr es erkennt, desto mehr sich selbst erkennt.“<sup>7</sup> Damit wird „Einstimmigkeit“ zum Ziel eines Selbstfindungsprozesses.

#### IV.

Kierkegaards radikales Verständnis von Freiheit und Autonomie hatte das stoische Konzept des „Unverfügbaren“ völlig ausgeklammert. Dass jeder Versuch eines selbstbestimmten Lebens sich mit den verschiedensten Formen der Fremdbestimmung notwendigerweise auseinanderset-

zen muss, ist jedoch in der Philosophie spätestens seit dem 19. Jahrhundert massiv geltend gemacht worden: so durch Marx, der die gesellschaftliche Bedingtheit menschlichen Handelns behauptet, durch die Willensmetaphysik Schopenhauers und die Theorie des Unbewussten bei Freud, die auf die Heteronomie des Rationalen hinwies, bis schließlich zur Philosophie der Gegenwart, die, mit Bezug auf die kognitive Neuropsychiatrie, vom Selbst als einem Modell spricht, das auf einer „Ich-Illusion“ beruht<sup>8</sup>. Mit der Ablehnung eines „authentischen Selbst“ wird nun aber auch die Ablehnung einer „Lebenskunst der Selbstfindung“ verbunden<sup>9</sup>, mit der Schlussfolgerung, unser Leben als ein „lebenslanges Anpassungs- und Aneignungsprogramm“<sup>10</sup> zu verstehen. Das Unverfügbare der Stoiker hat sich in der zeitgenössischen Lebenskunstdiskussion unüberhörbar zurückgemeldet. Damit einher gehen aber auch Versuche, das Konzept der „Einstimmigkeit“ in der Tradition der Stoa unter veränderten Bedingungen wiederzubeleben, ausgehend von einer eingeschränkten Autonomie, die die sozialen und psychischen Bedingtheiten menschlichen Lebens anerkennt und ebenso auf die Vorstellung eines Selbst verzichtet, das sich als durchgehend mit sich identisch begreift. So spricht Wilhelm Schmid von einer „Kohärenz des Selbst“ im Sinne eines Netzes, mit dem die Beziehung zu sich selbst und zur Außenwelt immer neu geknüpft wird<sup>11</sup>. Dieses Selbst befindet sich, abgesehen von einem harten Kern, dem „Eigensten des Selbst“<sup>12</sup>, in ständiger Fluktuation: „Wie beim stoischen Verständnis des Selbst“, so Schmid, „geht es darum, sich eine gewisse Festigkeit und Stabilität zu verleihen, im Unterschied zum stoischen Konzept ist diese

Selbstorganisation jedoch weniger rigide und das Selbst weitaus poröser, ein ständiger Balanceakt.“<sup>13</sup>

Während Schmid den Begriff des Selbst in Richtung auf ein „multiples Subjekt“ erweitert, geht es Ludger Heidbrink vor allem darum, ein gelingendes Leben davon abhängig zu machen, dass man die Einschränkungen und Folgen des eigenen Handelns als selbst verantwortet akzeptieren kann. Gefordert ist eine Güterabwägung, in der ich mir klar mache, was die Umsetzung meiner Wünsche in meiner besonderen Lebenssituation bedeutet. Wenn meine Lebensvorstellungen auf die Realität treffen, entstehen Reibungen und Widerstände, z.T. auch Lebenseinschränkungen. Nur wenn ich mich mit den neuen Verhältnissen identifizieren, wenn ich mich selbst in ihnen wiederfinden kann, kann man nach Heidbrink von „gelingender Autonomie“ sprechen. Konsequenterweise greift er deshalb mit dem Begriff der „Selbstübereinstimmung“ auf das stoische Konzept der Einstimmigkeit zurück: „Das Gelingen autonomen Handelns beruht somit nicht allein auf der Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, sondern auch auf der *Selbstübereinstimmung* einer Person mit den Gründen und Auswirkungen ihrer Handlungen, die mit ihrer Autonomie zusammenhängen.“<sup>14</sup>

Damit sind zwei weitere wichtige Bausteine eines neuen Konzepts von „Einstimmigkeit“ gewonnen: ein veränderbares Selbst, das seine Kohärenz immer wieder neu herstellt, und eine Form der Selbstübereinstimmung, die weder auf einer reinen Wahl noch auf einer reinen Anpassungsleistung beruht, sondern auf der Akzeptanz der gesamten Lebenssituation, die sich aus meinen eigenen Entscheidungen

ergibt und die die Einschränkungen der Lebenswirklichkeit miteinbezieht.

## V.

Deutlich geworden ist, dass das Streben nach Einstimmigkeit ein zweifacher Prozess ist: zum einen ein Prozess der Selbsterkenntnis, des Sich-Selbst-Kennenlernens und zum anderen der Prozess, sich mit der Welt in Übereinstimmung zu bringen, also das eigene Selbstbild mit den Lebensmöglichkeiten und den Lebensumständen zu vermitteln. Mit anderen Worten: Ich muss erfahren, was meinen jeweiligen Bedürfnissen entspricht und wie sich dies in meiner Lebensumwelt umsetzen lässt.

Dabei wird, im Zuge einer sich ständig verändernden Lebenswirklichkeit und einer fortschreitenden, nie abgeschlossenen Persönlichkeitsentwicklung, Einstimmigkeit nie endgültig erreicht werden. Der Weg zur Einstimmigkeit ist ein unabgeschlossener Prozess, der in einer ständigen, fortlaufenden Auseinandersetzung mit der Realität besteht.

Das Bild, das ich von mir selbst habe, die Art, wie ich mein Selbst „verstehe“, ist im Alter von 20 Jahren ganz anders als mit dreißig oder fünfzig. Zum einen deswegen, weil ich mit fünfzig mehr über mich weiß und mich besser einzuschätzen gelernt habe. Was häufig als Desillusionierung erlebt wird, als das „Platzen von Träumen“, kann also auch positiv als Erkenntnisgewinn gesehen werden, als Abschied von falschen Selbstbildern, der es dem Einzelnen erlaubt, eine Lebensform anzustreben, die den eigenen Anlagen und Fähigkeiten eher entsprechen. Vielleicht erkenne ich erst spät im Leben kreative Potentiale in mir – und entdecke z.B. die Kunst als Ausdrucksmöglichkeit. Dass

man sich mit zunehmendem Alter besser kennen lernt, hat Folgen für die Möglichkeit „einstimmig“ zu leben. Entgegen den Slogans der Medienindustrie sind deshalb die Chancen für ein gelingendes Leben bei älteren Menschen größer als in der Jugend, weil wir unsere Potenziale sehr viel besser einschätzen können.

Aber ich lerne mich nicht nur besser kennen, sondern verändere mich auch. Auch daraus ergibt sich die Notwendigkeit, das eigene Selbstbild immer wieder zu korrigieren. Selbst wenn ich mir von Anfang an im Klaren darüber wäre, wer ich bin, wären meine Vorstellungen von einem gelingendem Leben mit zwanzig andere als mit fünfzig. Vielleicht fühle ich mich mit zwanzig in einem Patchwork-Leben zu Hause, in dem Beziehungen und Bindungen bewusst fragmentarisch und zeitlich begrenzt angelegt sind. Mit fünfzig dagegen strebe ich vielleicht eher feste Bindungen und einen langsameren und geregelteren Lebensrhythmus an. Der Prozess des Sich-Selbst-Kennenlernens ist also selbst ein zweifacher: Ich lerne das an mir kennen, was sich im Laufe des Lebens als stabil erhält, muss aber immer wieder das integrieren, was sich in meiner Persönlichkeit verändert.

Dieses sich verändernde Selbstbild, die Einschätzung der eigenen Persönlichkeit also, muss sich nun auf jeder Stufe neu mit den Möglichkeiten und Einschränkungen der Welt auseinandersetzen. Beide Prozesse sind miteinander verschachtelt und laufen nicht nacheinander, sondern nebeneinander ab. Selbsterkenntnis und Weltbewältigung durchdringen sich ständig.

Jeder Einzelne steht dabei vor seiner eigenen Form der Weltbewältigung. Die gebotenen Lebenschancen können dabei, wenn ich Glück habe und in einer friedli-

chen, wohlhabenden Weltgegend hineingeboren werde, groß sein. Aber auch die Formen der Fremdbestimmung können zahllos sein: Ich kann in ärmlichen Verhältnissen in einer abgelegenen Weltgegend aufwachsen, von Krankheit, mangelnden Bildungschancen und politisch repressiven Verhältnissen behindert werden. Manches daran ist veränderbar, z.B. durch soziales oder politisches Engagement, manches andere dagegen wird sich als kaum veränderbar und unverfügbar herausstellen. Einstimmigkeit erzielen heißt auch, sich mit diesem „Unverfügbaren“ ins Reine zu setzen. Auch dies kann im fortgeschrittenen Alter, mit zunehmender Menschenkenntnis und Fähigkeit zum Pragmatismus, besser gelingen. Die Beherrschung sozialer Klugheitstechniken, wie sie in der antiken Ethik und später in der Tradition der Moralistik von Montaigne bis Schopenhauer thematisiert wurden, kann dabei eine große Hilfe sein. Sie sind Mittel zu einem Zweck, den jeder Einzelne inhaltlich für sich formulieren muss. Es ist nämlich immer der Einzelne, der seine eigene Form der Einstimmigkeit finden und seine Individualität mit den Gegebenheiten, unter denen er lebt, vermitteln muss. Einstimmigkeit bedeutet, eine Lebensform zu ermitteln, in der meine Möglichkeiten und meine Bedürfnisse mit den Bedingungen, die mir die Welt bietet, in ein Verhältnis gesetzt sind, mit dem ich übereinstimmen und in dem ich die Vorstellung meines Selbst wiederfinden kann. Dieses Verhältnis ist aber nicht nur individuell verschieden, sondern verändert sich auch in verschiedenen Lebensphasen des Einzelnen. Deshalb kann Einstimmigkeit auch weder als Lebensform beschrieben noch durch ein Arsenal von „Tugenden“ eingeübt werden.

So gehen Versuche, aus der Antike bekannte Lebenshaltungen wie „Heiterkeit“ zu rehabilitieren<sup>15</sup> ebenso an der individuellen Verschiedenheit einstimmigen Lebens vorbei wie die Versuche, den Hedonismus als einzig adäquate Lebenseinstellung zu propagieren. „Gelassenheit“ oder „Heiterkeit“ können bei vielen Menschen Ausdruck eines einstimmigen Lebens sein. Sie können aber auch für andere, die ihre Selbstverwirklichung in einer Existenz sehen, die Grenzen austestet und überschreitet, zum Hindernis werden. Und die Tatsache, dass der Mensch ein sinnliches Wesen ist, bedeutet noch nicht, dass er Sinnlichkeit zum Lebenssinn machen soll. Ein solcher Schluss ist nichts anderes als ein klassischer naturalistischer Fehlschluss, der Schluss von einem Sein auf ein Sollen.<sup>16</sup> Auch in einer asketischen, mönchischen Existenz kann ein einstimmiges Leben, zumindest zeitweise gefunden werden, sofern es sich um eine selbst gewählte, mit den eigenen Anlagen und den Lebensumständen in Einklang gebrachte Lebensform handelt. „Einstimmig leben“ muss jeder auf seine eigene, individuelle Art.

## VI.

Wenngleich eine Philosophie der Lebenskunst weder das Ziel der Einstimmigkeit topographisch beschreiben noch eine Wegbeschreibung liefern kann, kann sie auf Instrumente verweisen, mit denen man die Reise antreten kann. Gelingendes Leben als Einstimmigkeit ist zum einen abhängig von Erkenntnissen, und zwar von solchen, die ich über mich und solchen, die ich über meine Lebensverhältnisse erwerbe. Sie stehen von daher unter den gleichen methodischen Vorgaben, die den Erkenntniserwerb auch in anderen Berei-

chen kennzeichnet. Auch die Lebenskunst bedient sich „tentativer Lösungsversuche“ und der „Methode des Versuchs und Irrtums“, wie Popper dies für die wissenschaftliche Erkenntnissuche reklamiert hatte<sup>17</sup>. „Einstimmigkeit“ als Ziel einer kritisch-rationalen Lebenskunst ist ein un abgeschlossener Prozess der Irrtumsverringung: Jedes Selbstbild, das ich entwerfe, ist hypothetisch, ebenso wie jeder Entwurf einer Existenz, mit dem ich Selbstbild und Weltbild zu vermitteln suche. Ich entwerfe versuchsweise Lebensformen, die sich auf meine Lebenserfahrung stützen, konfrontiere sie mit der Realität und verändere sie, wenn sie meine Existenzmöglichkeiten verfehlen.

Dieses versuchsweise Entwerfen eines einstimmigen Selbst stützt sich dabei aber nicht nur auf Erkenntnisse meiner selbst und der Umwelt, sondern auch auf die strategische Fähigkeit, die eigenen Handlungsspielräume richtig einschätzen zu können, zu erkennen, welche Ziele ich mit welchen Mitteln in einer bestimmten Situation erreichen kann und welche nicht. Diese strategische Fähigkeit der Situations einschätzung ist das, was in den antiken Klugheitslehren und der neuzeitlichen Moralistik als praktisch-intuitive Urteilsfähigkeit diskutiert wurde – sei es als *Phronesis* bei Aristoteles bis zum „ingenio“ Gracians. Es ist eine Fähigkeit, die ich nicht durch intellektuelle Einsicht, sondern durch den praktischen gesellschaftlichen Umgang erwerbe.

Wir sind, im existenziellen Sinne, Nomaden, immer unterwegs von einem falschen Selbstbild zu einem weniger falschen Selbstbild, von einer weniger realistischen zu einer realistischeren Welteinschätzung, von einem weniger gelingenden zu einem mehr gelingenden oder zu einem anders

gelingenden Leben. Wir erreichen nie oder nur sehr selten völlige Einstimmigkeit, können uns aber auf sie zubewegen und uns ihr annähern. Schrittweise Irrtumsverringerung meines Selbst- und Weltbildes nach dem Prinzip von „Versuch und Irrtum“ und soziale Klugheit sind die beiden Instrumente, mit denen ich mich auf den Weg zu einem einstimmigen Leben mache. Da dieses Leben selbst immer wieder Veränderungen unterworfen ist, muss sich auch unsere Vorstellung vom gelingenden Leben an der Art der Lebensveränderung und nicht an einem bleibenden Lebenszustand orientieren. An die Stelle des Glücks als eines ultimativen Genuss- und Wohlfühlzustands tritt die Erfahrung einer nie unterbrochenen Lebensbewegung, die Erfahrung, auf dem Weg zu einem Leben voranzuschreiten, in dem ich mein Selbst und die Welt, mein Wollen und Können immer besser miteinander verknüpfen kann. „Einstimmig leben“ heißt der Wegweiser, der jeden in seine eigene Richtung führt.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Vgl. M. Hossenfelder, *Antike Glückslehren*, Stuttgart 1996, S. 76.

<sup>2</sup> Vgl. M. Hossenfelder, *Die Philosophie der Antike 3. Stoa, Epikureismus und Skepsis*, München 1985, S. 46: „Diese Einstimmigkeit von Wollen und Können ist es, die Zeno meint, wenn er sagt, das Ziel sei, ‚einstimmig zu leben.‘“

<sup>3</sup> Epiktet, *Handbüchlein der Moral und Unterredungen*, Stuttgart 1973, S. 21.

<sup>4</sup> Augustinus, *De beata vita/Über das Glück*, Lateinisch/Deutsch, Stuttgart 1982, S. 59f.

<sup>5</sup> Sören Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode und anderes*. Unter Mitwirkung von Niels Thulstrup und der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Diem und Walter Rest, München 1976, S. 55.

<sup>6</sup> Kierkegaard (1976), S. 113

<sup>7</sup> Ebda, S. 53

<sup>8</sup> Siehe z.B. Thomas Metzinger, „Niemand sein.

Kann man eine naturalistische Perspektive auf die Subjektivität des Mentalen einnehmen?“. In: S. Krämer (Hrsg.), *Bewußtsein. Philosophische Beiträge*, Frankfurt/M. 1996, S. 130-154.

<sup>9</sup> Wolfgang Kersting, „Einleitung: Die Gegenwart der Lebenskunst“, in: Wolfgang Kersting/Claus Langbehn (Hrsg.), *Kritik der Lebenskunst*, Frankfurt/M. 2007, S. 36

<sup>10</sup> Ebda, S. 37

<sup>11</sup> W. Schmid, *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*. Frankfurt/M. 1998, S.252ff.

<sup>12</sup> Ebda. S. 254

<sup>13</sup> Ebda., S. 256

<sup>14</sup> Ludger Heidbrink, „Autonomie und Lebenskunst. Über die Grenzen der Selbstbestimmung“, in: W.Kersting/C.Langbehn (2007), S. 278 f.

<sup>15</sup> Siehe W. Schmid, „Heiterkeit. Rehabilitation eines philosophischen Begriffs“, in: *DIE ZEIT*, Nr. 41, 7.10.1999, S. 51.

<sup>16</sup> Einen solchen begehrt z.B. Michael Schmidt-Salomon, wenn er schreibt: „Wer nach dem Sinn sucht, muss vor allem in den Sinnen suchen, denn Sinn erwächst aus Sinnlichkeit.“ In: M. Schmidt-Salomon, *Manifest des evolutionären Humanismus. Plädoyer für eine zeitgemäße Leitkultur*, Aschaffenburg 2005, S. 26.

<sup>17</sup> Siehe Karl R. Popper, *Auf der Suche nach einer besseren Welt*, München 1987, S. 82. Siehe auch R. Zimmer, „Leben als Versuch und Irrtum“, in: *Aufklärung und Kritik*, Bd. 2/2005, S. 80-92.